



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Ost-Afrika nach Europa

Und doch dürfen wir nicht verzagen. „Werst alle Eure Sorgen auf den Herrn!“ Der Vater im Himmel wartet nur auf unser Gebet, auf goldene Treue im Glauben.

„Wer auf Gott vertraut, hat auf festen Grund gebaut!“ Darum mutig in das neue Jahr hinein. Mit Gott!

Bleiben wir treu der Fahne Christi, und kein Feind kann uns schaden; seine Angriffe, seine scheinbaren Siege sind von kurzer Dauer. Die Kirche kann nicht überwältigt werden. Christus, König bleibt Sieger und seine Getreuen mit ihm!



Von Ost-Afrika nach Europa

(Schluß.)

Menn man die lange Wasserstraße bedenkt, die unser Dampfer in sechs Tagen zurücklegte, muß man den Mut und die Sicherheit dieser Araber bewundern, die den Weg nur mit Segelboten machen. Aber wieviel Leid und tiefes Weh sah dieses Meer bei der stillen, stummen Menschenware, die hier transportiert wurde! All das gehört nun der Vergangenheit an. Nur ein alter Missionsveteran, Pater Gommenginger, lebt noch, der die traurigen Sklavenmärkte in Zanzibar mit erlebte und mit seinem Mitbruder Sklaven dort erhandelte, soviel es ihm die Hilfsmittel aus der Heimat erlaubten. Und wenn die Missionare dann nach Hause kamen, schmeckte ihnen kein Mahl mehr, weil sie die traurigen Augen der Kinder nicht vergessen konnten, die flehten, man möge sie loskaufen. Aber ach, ihre Mittel reichten nicht dazu; sie hätten Millionäre sein müssen, um alle zu retten. Ja — es ist nun vorüber und vergessen, aber die Orte erinnern stets an jene grausame Zeit. So rief das Rote Meer eine Menge Erinnerungen wach.

Wir durchsegelten dieses Wasser; der schwüle, heiße, drückende Luftzug von der großen Wüste Sahara her, welche hinter den Gewässern liegt, wirkte niederdrückend. Ein gewisser Hautausschlag, der sogenannte „rote Hund“, der durch diese Hitze entsteht, plagt die Passagiere, besonders Kinder leiden sehr darunter.

Die Wasserstraße wurde immer enger, und an beiden Seiten zeigten sich einzelne Gebirge, die „zwölf Apostel“ genannt, und dahinter in 2000 Meter Höhe der Berg Sinai. Wie kamen einem da wieder die Bilder der Bibel in Erinnerung und Gottes Wunder, die dem israelitischen Volke einen trockenen Weg durch die gewaltige Wasserstraße machten. Alles ist aber sehr öde und steinig, kein Grashälmchen weit und breit. Einer

der Passagiere meinte: da würden wir aber auch ganz sicher gemurrt haben wie die Israeliten, die so lange durch den Wüstenland ziehen mußten. Wir zogen nun dieselbe Bahn auf einem ganz bequem eingerichteten Dampfer.

Donnerstag, den 16., abends, kamen wir nach Suez. Hier müssen alle Dampfer ihren Tribut zahlen, um den künstlichen Kanal durchqueren zu können. Eine große Summe muß erlegt werden, die zum Unterhalt dieser künstlichen Wasserstraße, welche 150 Kilometer Länge hat, dient. Rechts und links sind nur öde Wüsten und doch, wie heilig für ein christgläubiges Gemütt, denn hier auf dieser Strecke zog die hl. Familie auf ihrer Flucht nach Ägypten. Noch sind zwei uralte Karawanenstraßen zu sehen, die von Palästina nach dem alten Ägypten führen; eine von ihnen muß der heilige Josef benutzt haben, ebenso der kranke König, der beim heiligen Petrus später Heilung suchte. In den heiligen Messen, die hier auf dem Dampfer gefeiert wurden, kehrte dasselbe Kind in Brotsgestalt wieder, das vor mehr als 1900 Jahren auf den Armen seiner Mutter die Flucht ergreifen mußte. Es kamen einem die Beschwerden der heiligen Familie so recht zum Bewußtsein, wenn man zu beiden Seiten des Kanals die große heiße Wüste sieht, nichts als heißer, trockener Sand, kein grüner Strauch oder Baum; nur hier und da kleine Oasen, Wasserstellen, wo die Karawanen rasten und ihre Kamele tränken. Diese Stellen sind selbst den Muselmännern heilig; so bald sie da absteigen zur Rast, ist ihr erstes Geschäft, daß sie niederknien und mit dem Angesichte zur Erde gebeugt „Allah“ preisen, der über alles herrscht und auch diese Wasserstellen den Menschen gab. Hätten doch alle Katholiken einen Glaubensmut wie diese Muselmänner. Sie verleugnen ihn nie. Zu jeder Tageszeit, ob allein oder von vielen gesehen, machen sie die vorgeschrivenen Zeremonien und sprühen ihre Gebetsformeln. Eigentümlich ist, daß niemand lacht oder sie verspottet.

Als ich vor 25 Jahren dieselbe Strecke reiste, entdeckten wir an einer Seite des Kanals, wo eine kleine Ansiedlung ist, ein Kapellchen, in welchem damals, gerade am Pfingstsonntag, Segensandacht war, so daß wir vom Dampfer aus den Altar im Kerzenschimmer und die Monstranz sehen konnten. Heute war es geschlossen.

Langsam fuhren wir dann nach Port-Said; hier mußte der Dampfer Kohlen laden. Das ist immer ein unangenehmer Tag, weil dann alles fest verschlossen wird, damit der seine Kohlenstaub nicht überall eindringt. Eine mir bekannte Schweizer Familie lud mich ein, mit ihr die Stadt zu besichtigen. Schön ist Port-Said nicht, aber interessant und echt orientalisch. Alle Menschenrassen sind vertreten, Europäer, Türken, Araber, Ägypter, Syrer, Neger usw. Schade ist es,

daß die europäische Mode die alte, schöne Tracht der Ein-geborenen verdrängt; man sieht wohl noch manche dicht ver-schleierte Araber- und Türkenfrau, aber die Tücher sind schon kürzer geworden und lassen lange Seidenstrümpfe und Lack-schuhe frei. Bis hierher durfte kein Mann eine verheiratete Frau sehen; nicht einmal in schwerer Krankheit hatte ein Arzt Zutritt zu ihr. Wir Schwestern dürfen sie zu Hause schon ein-mal unbedeckt sehen. Wie oft ist da wirklich ein schönes Un-gesicht hinter dem Schleier verborgen; und ist es mit der Schön-heit nicht so weit her, dann wird mit Perlen und Edelsteinen nachgeholfen, worin sich eine orientalische Frau schon etwas leisten darf. Oft trägt eine orientalische Schönheit ein ganzes Vermögen an Edelsteinen in Nase und Ohren.

Hier bekam ich auch einen Einblick in ein Geschäft von kost-baren Spezereien. Ich sah nichts als wohlriechendes Wasser und Salben, nicht nach europäischen Begriffen, sondern nach einem uralten Geheimnis des Orients. Es erinnerte uns an die frommen Frauen wie Maria Magdalena, die den Heiland mit kostbaren Spezereien einbalsamierten. Das versteht man hier viel besser wie in Europa. Es war den Völkern ein Be-dürfnis, durch Räuchern und Wohlgerüche sich das Leben zu verschönern, weil die Lust mit vielen starken Gerüchen von fau-lendem Obst, Zwiebeln u. dgl. durchschwängert war. Einen un-angenehmen Eindruck machen die vielen Straßenverkäufer, Stiefelpuget usw., die einen überall wie Fliegen umsummen. Und mitten durch den Straßenrummel schritten ruhig zwei Nonnen; es waren Franziskanerinnen.

Port-Said hat eine katholische Kirche neben der ortho-doxen Kirche. O, du bunte Welt! Schon jetzt kam mir Heimweh nach unserer stillen Missionsstation und seinen ein-fachen Naturkindern.

Am 18. Oktober nachts verließ der Dampfer Port-Said und segelte ins Mittelländische Meer hinein. Es war stürmische See vorausgesagt worden, was auch wirklich eintraf. Noch in der Nacht kam der Steward, um die Kabinenfenster zu schließen, damit kein Wasser hereinkäme; aber es war schon zu spät. Eine ganze Sturzwelle drang durchs Fenster; ich war naß wie eine Katze, und alles schwamm in der Kabine. Das war eine schöne Bescherung. Doch es kam alles wieder in Ordnung. Auch anderen Passagieren war es so ergangen; sie murerten nicht wenig, denn das salzige Seewasser verdirbt ja Wollkleider und Anzüge.

Als wir nach zwei Tagen in die Straße von Messina ein-liefen, war wieder alles ruhig und sonnig. An beiden Seiten sah man Berge mit Weinranken und Orangenwäldern; der feuerspeiende Berg Ätna war im Nebel versteckt. Später sahen wir seinen Kollegen, den Stromboli, der etwas rauchte. Man

hält es kaum für möglich, daß die Menschen es doch immer wieder wagen, sich dort anzusiedeln.

Die Wasserstraße zwischen Messina und Sizilien ist sehr enge. Hier sah man den schönen italienischen Friedhof mit seinen herrlichen Monumenten hoch oben auf dem Berg. Die Insel Elba erinnerte mich an den großen Gefangenen „Napoleon“, dem die öde Steininsel nicht behagte. Zuletzt kam die Stadt Malta, und dann hatten wir Himmel und Wasser, bis wir am 22. Oktober morgens vor Genua lagen. Der ganze Hafen war besetzt mit großen und kleinen Dampfern, so daß unser Adolf Wörmann nicht anlegen konnte, bis ein anderer Dampfer Platz machte. Dadurch gingen einige Stunden verloren, so daß ich den geplanten Zug nicht erreichte, mit dem ich weiterreisen wollte. Die meisten Passagiere stiegen hier aus. Sonderbar wird es einer alten Afrikanerin zumute, wenn man die Leute in warme Mäntel und Pelze gehüllt dahergehen sieht, während ich noch vor zehn Tagen vor Hitze im Roten Meer nicht wußte, wo ich frische Luft holen sollte.

Der nächste Zug ging erst abends 7 Uhr, und so hatten wir nach Erledigung der Zoll- und Paßgeschichten noch einen halben Tag Zeit, um Genua zu besichtigen. So schön die Stadt auch ist, so war ich doch froh, als ich abends glücklich in einem Bahnabteil war, in dem ich sitzen bleiben konnte bis Köln. Ich nahm von dem hochw. Herrn Bischof und Pater Missionar Abschied, denn die beiden Herren mußten eine andere Route nehmen. Bald gesellte sich eine junge Mutter mit ihrem sieben Monate alten Kindchen zu mir. Sie kam auch von Afrika, und zwar aus dem Kongo, und reiste zur Großmutter nach Luxemburg. Sie war mit einem italienischen Dampfer in Genua angekommen. Weil wir beide aus Afrika kamen, war bald zwischen uns Freundschaft geschlossen. Die Kleine schlief ruhig und machte keine Störung, dafür kamen die Italiener aber fast jede halbe Stunde, klopften an die Türe vom Abteil, machten auf, verlangten bald den Paß und das Billet, bis die Dame endlich fragte, was denn der Kondukteur eigentlich suche. Ich dachte, die Italiener müssen doch einmal nach Ost-Afrika reisen, wo abends im Zug die Abteiltür geschlossen wird und einen niemand mehr belästigt bis zum andern Morgen. Tatsächlich hatten wir keine Nachtruhe. Draußen regnete es, so daß man von dem schönen Italien und dem Schweizerland nichts zu sehen bekam als elektrische Lampen. Als es Tag wurde, waren wir in Basel. Die Dame mußte umsteigen, und ich konnte sitzen bleiben und war den ganzen Tag allein, bis der Zug in Köln einlief; da hatte ich Zeit und Muße, mir die bekannten und unbekannten Gegenden anzusehen, und ich muß zugeben, daß es auch in der deutschen Heimat noch schön ist und daß hier der Fleiß herrscht, weil hier kein Fleckchen Erde unbebaut ist. Die

Weinberge waren schon ziemlich kahl; die Landleute waren mit den letzten Feldarbeiten beschäftigt. In meinem schönen Rheinland machte sich schon der Herbst bemerkbar.

Mein Weg führte mich zum alten Mutterhaus nach Holland. Ich fragte, wann ich wohl in Helmond sein werde, der Endstation meiner Reise. Gegen 9 Uhr abends erreichte ich Venlo. Zum Glück fuhr eine Stunde später noch ein Zug bis Helmond. Mein Telegramm, das ich in Genua aufgegeben hatte, war nicht angekommen; somit wurde ich auch nicht erwartet. Aber ein guter Mann wußte Rat und brachte mich in ein gut katholisches Hotel, in dem man unser Mutterhaus kennt und mich deshalb liebenvoll aufnahm. Morgens ließ man mich per Auto zum Mutterhaus bringen. Der Chauffeur sprang schnell heraus und läutete kräftig an der Pforte, so daß es mir unmöglich war, einen stillen Seiteneingang zu machen, um unbemerkt ins Haus zu kommen.

Bei dem frohen Wiedersehen mit unserer Würdigen Mutter Generaloberin und den guten älteren Schwestern und den jüngeren nicht minder, waren bald die Mühen und Unruhen der langen Reise vergessen, und ich fühlte mich glücklich und geborgen an der Stelle, wo ich meine ersten Ordensjahre verbrachte. Ich möchte das Haus nicht mehr verlassen, bis es wieder nach Afrika geht. Dann zieh ich noch freudiger aus wie das erste Mal, weil Afrika kein fremdes Land mehr für mich ist, ich weiß, daß es dort bei den vielen lieben Schwestern und den Kindern ein frohes Wiedersehen gibt. Schon jetzt schicke ich all meinen lieben afrikanischen Mitschwestern und der schwarzen Jugend und dem ganzen Volk die herzlichsten Grüße.



In der Natur

Es rauscht der Wald, die Quelle singt
Das alte Erdenlied,
Und lächelnd hört's das Menschenkind,
Das still vorüberzieht. —
Des Waldes Lied, der Quelle Mund
Sagt von Vergänglichkeit —
Das Menschenkind, der flücht'ge Gast,
Das lebt der Ewigkeit. —

